

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Dritter Jahrgang.



Donnerstag

(1827. N^o 23.)

22. Februar.

Der seltsame Kauf.

Die geheime Rätbin von Lanz zog nach dem Tode ihres Gemahls nach dem überaus freundlichen Städtchen Rosenthal, welches ihr Geburtsort war. Sie schlug daselbst ihren Wittwenstok auf, und genoß in Umgange mit mehreren Jugendfreundinnen den Spätsommer ihres Lebens. Nur ein Schmerz drückte tief ihr Herz — der Kummer um ihren einzigen Sohn Eduard, welcher von Land zu Land umherirrte, die Trauer um eine verstorbene Geliebte aus seiner Seele zu bannen.

Aber all sein Bemühen war vergeblich. Nicht Italiens Blütenfüren und Kunstschätze, noch die großartigen Schönheiten der Natur in der Schweiz, weder die üppige Pracht in Paris, noch die Maschinenwunder Englands, konnten das Andenken an die verlorne Geliebte in seinem Herzen schwächen. Jeder seiner Briefe an die Mutter war ein Klagebrief, eine Elegie auf den Tod der Unvergesslichen.

Die Geheimrätbin wünschte nichts sehnlicher, als daß die Leidenschaft ihres Sohnes bald eine andere Richtung nähme, und er wieder ein Mädchen fände, welche im Stande wäre, ihm seine erste Liebe vergessen zu machen. Sie selbst forschte unablässig bei jeder Gelegenheit nach einer solchen Perle, und fand wider Vermuthen in Rosenthal den Talisman, der alle Eigenschaften besaß, den Liebeszauber Eduards zu zernichten.

Das Städtlein Rosenthal war in der geographischen Welt ganz unberühmt, keine Schlacht fiel in seiner Nähe vor, kein großer Gelehrter erblickte in ihr das Licht der Welt, nicht einmal der Kleinstädtereiz konnte man seine Bewohner beschuldigen und

ihnen Lächerlichkeiten alla Krähwinkel nachsagen. Aber einen Reiz hatte das Städtlein dennoch, und zwar im Sommer eine überaus große Menge Rosenstöcke, welche in allen Gärten prangten und sorgfältig gepflegt wurden, und von wem wohl am emsigsten? — Von ganz allerliebsten Rosenmädchen, unter welchen des Krämers Michel, Tindens, das allerschönste war.

Der Krämer Michel, den man in einer großen Stadt, einen achtbaren Handels Herrn genannt, weil er reich war, immer ein ansehnliches Waarenlager unterhielt, auf gute Pfandbriefe bedeutende Summen Geldes lieb, und bei jeder Gelegenheit, wo zum Gewinnste mehr als die Hoffnung war, den Daumen zu rühren wußte, war in seiner Vaterstadt zwar auch eine beachtete, aber auch zugleich eine verrufene Person, denn seine Knauferei, sein Geiz machten ihn nicht allein lächerlich, sondern auch verächtlich.

Das liebreizende, fröhliche, gebildete und dabei sehr bescheidene Tinden, war dagegen der Liebbling der Rosenthaler. Alle Mütter des emsigen Städtleins wünschten sich eine solche Schwiegertochter und alle Jünglinge solch ein Mädchen zur Gattin. Alle? — Ja alle; denn wo Amor nicht die Fackel vortrug, da leuchtete Pluto mit dem goldenen Rien flammend vor; denn es gibt der profaischen Seelen noch immer genug, die das Gold der Liebe vorziehen und ohne dem Besitz des Diamons sich unglücklich fühlen.

Tinden verschmähte indes jede Hulbigung, welche ihr die Söhne Rosenthals darbrachten, denn keiner aus ihnen hatte noch auf ihr Herz einen bleibenden Eindruck gemacht, und der Augenblick war

noch nicht gekommen, wo die süße Sehnsucht erwacht, sich selbst an ein Wesen zu verschrenken, dessen Leben an das eigene gekettet wird. Sie wandelte noch fröhlich und munter unter den Pfeilen umher, die aus den Augen der Rosenthaler Jünglinge auf sie täglich abgeschossen wurden.

Beim Bürgermeister David, dessen Töchter Tinchens Freundinnen waren, lernte die Geheimrätthin das anmuthige Mädchen kennen. Ihre edle, schöne Gestalt, ihre Manierkeit mit Sittsamkeit gepaart, die freundlichen Kornblumenaugen, in welchen Amor selbst zu thronen schien, den gespikten Pfeil zum abdrücken bereit, das liebliche Oval des blühenden Gesichts mit den zartgefärbten Rosenwangen; kurz alle weibliche Reize im schönsten Einklange, wirkten so überraschend auf die Geheimrätthin, daß sie sich freudig der Hoffnung hingab, die Mädchen wäre allein im Stande Eduard seine erste Liebe verzeihen zu machen.

In dieser Ueberzeugung gab sich die Frau von Lanz alle Mühe, Tinchens näher kennen zu lernen; sie lud sie öfters zu sich ein und gab ihr bei jeder Veranlassung die Gelegenheit an die Hand, ihr Innerstes auf das schönste entfalten zu können.

Eduards letzter Brief berichtete sein baldiges Eintreffen in Rosenthal und gerade im Anfange des Karnevals. Mit dem höchsten mütterlichen Entzücken ward der geliebte Sohn empfangen, und gleich den nächsten Abend dahin gestimmt, beim Bürgermeister einem Maskenballe beizuwohnen, wozu auch Tinchens geladen war. Die Geheimrätthin hatte ihr eine wunderliebliche Zigeunermaske gesandt, und ihren Sohn mit einer ähnlichen versehen. Sie hatte die Veranstaltung getroffen, daß Beide zu gleicher Zeit, durch zwei entgegengesetzte Thüren in den Tanzsaal treten und sich plötzlich in seiner Mitte begegnen mußten.

Der erste Anblick frappirte in der That die beiden Masken mehr als gewöhnlich, und das fröhliche Tinchens fand bald Gelegenheit in heiteren Witzspielen sich auf das anmuthigste zu benehmen und Eduards Neugierde zu reizen, ja in kurzem einen ergreifenden Antheil an ihrer Persönlichkeit zu erwecken.

Die beiden lieblichen Zigeunermasken tanzten zusammen. Wie eine Sphide schwebte Tinchens an Eduards Seite, und ruhte der Tanz, so entquollen den Korallentippen süße Worte in witzigen Rekerien. Der tief erregte Tänzer fühlte sein Herz mit jeder Minute heftiger klopfen, und bei dem

Tanze von ein paar weichen runden Armen umfassen, von würzigem Athem angehaucht, gemahnte es ihn, als schwebte er an der Hand einer übernatürlichen Fee einher.

Tinchens war mit ihrem Tänzer nicht minder zufrieden. Sein gefälliger Anstand, seine wohl geordnete zarte Redeform, das Treffende seiner Bemerkungen, verbunden mit einer ungewöhnlichen Tanzfertigkeit, ergöckten sie und stößten ihr eine lebhaftere Theilnahme für ihn ein.

Eduards Mutter bemerkte mit großem Vergnügen, seine Theilnahme an Tinchens. Sie führte Beide nach geendigtem Tanze in ein Seitenzimmer, wo sie die Larve abnahmen und gegenseitig sich anblickend, ihr Wohlwollen mit jedem Augenblicke höher gesteigert wurde. Eduard fühlte sich von Tinchens Reizen hingerissen, und seine Blicke versenkten sich in den blauen Schmelz von Tinchens Kornblumenaugen, als wollte er durch den Strahl der eigenen Sterne die Wandelbahn gleichsam vorzeichnen, welche Tinchens Blicke zu nehmen hätten.

Wie ein paar Selige verließen Eduard und Tinchens das Ballfest, und es verging kein Tag, wo sie sich nicht entweder bei Eduards Mutter oder bei der Bürgermeisterin sahen. Die Liebe machte sofort in beiden Herzen ungesäumte Fortschritte, und schon nach wenigen Wochen gestand Eduard seiner Mutter, daß ihn Tinchens Besitz zum glücklichsten Menschen machen würde. Von ihrer Seite war auch kein Hinderniß zu fürchten, aber Tinchens Vater hatte nie Lust seine Tochter aus dem Hause zu lassen, er hatte bereits mehreren ansehnlichen Freiern ihre Hand versagt, und den eigennütigen noch dazu mit der Erklärung, daß er auf keinen Fall seiner Tochter ein Heiratsgut mitgebe. Er wollte überhaupt Tinchens bei seinem Leben nicht von sich lassen, denn Tinchens Reize lockten die jungen männlichen Käufer in den Laden und ihre Anmuth gefiel selbst den weiblichen. Der Verschleiß gewann dabei und Herr Michel natürlich mit.

Die Geheimrätthin, welcher Herrn Michels Gesinnungen bekannt waren, und die daher mit Gewisheit darauf rechnen konnte, daß er Tinchens ihrem Sohne auch abschlagen würde, beschloß den alten Geizhals mit List zur Gewährung ihres Wunsches zu bewegen, und sie entwarf bald einen Plan, der zum Ziele führen sollte.

Frau von Lanz besaß ein fröhliches Gemüth und liebte scherzhafte Verlegenheiten, besonders wenn sie viele Vortheile gewährten. Sie war eine

von den Frauen, die mit vieler Geschäftigkeit häusliche und Familienangelegenheiten betreiben, und nicht ohne neckischen Muthwillen das Hausregiment zu führen wissen. Innigst darüber vergnügt, daß ihr Sohn endlich ein Mal seinen ersten Liebeschmerz besiegt, und ihm in einer neuen Liebe des Lebens Lust und Friede wieder erblühten, geriethen ihre Lebensgeister in eine überaus fröhliche Bewegung, und trieben sie zu einer That, die einen eben so ergötlichen als herzinnigen Ausgang versprach.

(Beschluß folgt.)

Bekenntnisse eines falschen Louisd'or.

(Beschluß von No. 21.)

So war der Skrupel auf's Beste beseitigt. Ich lag kaum in der Hand des Musensohnes, als sich seine Finger gleich den Blättern der Sinnpflanze krampfhaft über mich zusammen krümmten. Es währte ein Weilchen, bis sich ein Glied nach dem andern wieder erweichte; doch blieb ich unter ihrem Segitter, wie ein Vogel im Käfige, so verschlossen, daß der gierige Blick des Apollino nur verstohlenen Zugang fand.

Mir schien dieser Blick das furchtbare Loos der Wanderung zum Wechler anzukündigen, wovon mich mein Vater so ernstlich gewarnt hatte; aber nein! der nektarsüße Erguß seiner Augen strömte aus anderer Quelle. „Ha — rief er begeistert — komm' an meine Lippen, du heißersehnter Erstgeborner!“ — (dabei küßte er mich inbrünstig) „Ach, wenn du die Riesenstärke meiner Sehnsucht nach dir zu ermessen wüßtest! — Komm, komm' an mein Herz, du Seele meiner Seele!“ — er verfehlte jedoch die Richtung und drückte mich auf den Magen.

Er gestikulirte wie ein Verrückter während dieser Aneide, die ich ungeachtet ihrer Neuheit mäusehenstill hinnahm, weil er mich bei genauerer Bekanntschaft wohl ganz anders apostrophirt hätte. Der arme Schelm barg mich in demselben Behältnisse, wo bereits ein Schatz von sechs Kupfermünzen geborgen war, nemlich in dem schadhaften Säcklein seines alten und einzigen Weinkleides. Trotz der überschnappenden Bärtlichkeit begte der Verräther die Absicht, mich einem Zeitungschreiber hinzugeben, auf daß dieser um Goldeslohn sein Epithalamium hoch preise und jeden Angriff derb abwehre. Ich ersparte ihm aber die Schwachheitsünde; weil er im Freudentaumel nicht eigentlich ging, sondern in Woksprüngen forthüpfte, so konnte ich, der ich

die pöbelhaften Genossen an Schwere weit übertraf, mit geringer Mühe meiner Haft durch irgend eine Ritze der geborstenen Wände entinnen, ohne daß der Sänger es merkte. Gewann doch der dabei herrlichen Stoff, in einer Elegie des Schicksals Tüde zu beweinen und neuen Lorber zu pflücken.

Mir kam die Flucht theuer zu stehen. In den Staub gedrückt war ich nun ein Spiel aller animalischen Instrikte und der Gefahr bloß gestellt, jämmerlich gerädert zu werden. Daß scharfe Auge eines griechischen Schiffkapitains entdeckte mich endlich und seine Samaritanerhand zog mich aus dem Schmutze. Er führte mich an Bord seiner Felucke, welche nach Cattaro steuerte. Dort angelangt befehlte er dem Findlinge die Zähne und — mein Geheimniß war dahin. Dennoch ließ er mir die Maske, aber er bohrte mir ein Loch durch die Nase: du lieber Himmel! was erduldet man nicht um die Behauptung eines unverdienten Ehrennamens? — Bald darauf hing ich an der Mähe einer Montenegrinerin, die ihre Haare dermassen bedöhlte, daß auch ich meinen guten Theil Salbung — aber nicht aus dem Fläschchen zu Rheims — davon trug. So baumelte ich eine ziemliche Zeit in der Luft, bis sich das Schnürchen abrezte und mir — als die Dame eben getrocknete Feigen in Täßchen schlug — den Sturz zwischen die süßen Früchte bereitete. Ein großes Lorberblatt deckte mich: — gefalbt und belorbert! — ich hatte den Hochpunkt meines Glückes erreicht und fuhr gleichsam triumphirend nach Cattaro, sofort nach Livorno. —

Hier lebte ein deutscher Kaufherr, welcher zufällig den Sitz meiner Seligkeit für seine Speisekammer erhandelte. Seine Gattin, eine empfindsame Römerin, erspürte und überbrachte mich dem Gemahl, der mir gleich an der Nase abfah, weiß Geistes Kind ich sen. Die Frau war freilich eine mitleidige Seele, ein Zuckerherz; — sie wollte meine Wunde heilen, meine Schande mit dem Mantel christlicher Liebe verhüllen und mich vom Tode erretten. Aber der unbarmherzige Schwabe schrie dagegen: „Nein, nein; — dem hilft nichts mehr! — soll ich an meinem Nächsten, an der Gesellschaft zum Diebe werden? — Laß du Schurken mit falschen Münzen zahlen; morgen wandert dieser Kumpan in die Schmelze!“ — Ein eisiger Schauer überlief mich bei der Ankündigung meines Urtheils; unter tiefen Seufzern erkannte ich, daß mein Vater mich zwar vor vielen, aber dennoch nicht vor den schlimmsten, nemlich vor den ehrlichen Leuten warnte. —

Kifinger.

Korrespondenz- und Vermischte Nachrichten.

Theater pittoresque und unterhaltendes physikalisches Kabinet des Herrn Conus in Pesth.

Die verschiedenen Anekdoten, die über die Wundermacht des Herrn Conus in Umlauf gesetzt wurden, der dreifache Begriff, den sich Manche von der Art und Weise machen, womit er die so frappanten Kunststücke ausführt sind allein schon unterhaltend, noch mehr die Vorstellungen selbst wodurch sie veranlaßt wurden. Bietet sich dem Auge ein recht erquicklicher Genuß durch die bildlichen Darstellungen mit beweglichen Figuren, hat es sich ergeht, an dem Anblicke der größtentheils an Ort und Stelle aufgenommenen Städte und Gegenden, an den leichten und freien Bewegungen der Figuren, die den Ganzen Leben verleihen; so wird Neugierde, Scharfsinn und Sachkenntniß auf's Lebhafteste angeregt durch die physikalischen Kunststücke. Mit einer seltenen Sicherheit, Gewandtheit, Eleganz, Delikatesse, Fertigkeit und Besonnenen Klugheit, die den Augenblick zu wählen und zu fassen versteht, weiß Herr Conus das Publikum in der gespanntesten Erwartung oder der angenehmsten Ueberraschung zu unterhalten. Ein ganz besonderes Staunen bemächtigt sich aber der fremden Personen, die bei den Kunststücken auf Herrn Conus Erfuchen mitzuwirken, den Genuß sich nicht vertragen. Wie man sich immer vorbereitet, wie man es immer anstelle, wie fest man die Hände schließt, wie wachsam man auch den Künstler im Auge behalte, jeder seiner Bewegungen folge — ein Moment — und die Metamorphose ist geschehen. Die Artigkeit, das feine Benehmen, die frohe Laune des Herrn Conus, erhöhen das Vergnügen. — Nächstens soll Hr. Conus folgende Experimente aus der unterhaltenden Physik zeigen. Er nimmt einen Einfaßspindel, zeigt daß der Kopf hehl sey, zaubert ihm in die linke Rocktasche eine halbe Willen, und es wird plötzlich Gehirn sichtbar. Er nimmt zwei Lebende, die bereit sind, für einander zu sterben, steckt ihnen einen Ehering an den Finger und sie werden sich gleichgiltig. Er nimmt einen Flegel und verwandelt ihn plötzlich in einen jungen Herrn. Er gibt einem wohlhabenden Herrn ein Spiel Karten in die Hand, oder ein paar Würfel und es steigt diesem alles Geld davon. Neben einen Bramarbas, der unbändig lärmt stellt er einen Corporal mit einem Stock, und derselbe wird mäusehinstille. Er läßt ein Mädchen 35 Jahr lang leben, fragt sie um ihr Alter und sie behauptet gegen Jederman sie sei noch nicht maioren. Er läßt einen unerzogenen Wurschen auf einige Bretter und vor einige Lampen treten, und dieser glaubt er sei ein Künstler. Er nimmt zwei reiche Familien, verwickelt sie in einen Prozeß, und ihr Vermögen befindet sich in der Tasche der Advokaten. Er nimmt ein Herz, läßt ein schönes Mädchen einen Blick darauf werfen und es verwandelt sich in Wachs. Endlich nimmt er den st. n. Jänner bis 27ten Februar und die vernünftigen Leute fanaen an durch Tanz, Nachtwachen, häufige Gelage, leichte Kleidung, ihre Gesundheit, durch bedeutende Auslagen, ihre Finanzen zu zerrütten &c. &c..

E. v. S.

Wien, 15. Februar 1827.

Streifzüge im Gebiete der Schauspielkunst, Literatur und des geselligen Lebens.

„Nichts geht über einen Mann von Wort!“ hör' ich Sie spottend rufen. — „Nach vollen acht Wochen, wieder ein Mal die erste Seite“ brammen sie in den Bart, das Geschreibsel Ihres faumteligen Korrespondenten unwillig entfaltend. Sie haben recht Freunde, aber auch ich! Bedenken Sie nur selbst das liebe Newjahr, die Periode, wo Jeder nach Gefallen heucheln und lügen durfte, war vor der Thür — und jetzt — jetzt! — werfen Sie Schätzbarter einen Blick an die Straßenecken, die gegenwärtig von Ballantündigungen wimmeln, und Sie begreifen was ich mit meinem *ich* sagen will. Wer von der Reizensten-Legion schreibt in einer Epoche gern, wo die Geigen so lieblich schnurren, die Mädchen so einladend tanzen, und die Sittengerichte so geneigt sind, tolle Streiche zu vergeben?

Doch zur Sache! An den bunt betterten Theater-Himmel zeigte sich seit meinem letzten Berichte viel und wenig. Auf dem Hoftheater nächst der Burg war neu: der *Verstorbene* als Fortsetzung von *Der 777*, und *Belisar* von Ed. von Schenk. Die erste Erscheinung leidet an den Gebrechen aller Fortsetzungen, die zweite hingegen gefiel und gab unsern *Anschüß* wiederholte Gelegenheit, sein unerschöpfliches Talent in der Titelrolle zu entfalten. Die Handlung dieses Trauerspiels ist reich an überraschenden Situationen und wäre der Dialog um die Hälfte kürzer gewesen, es hätte sicher mehr gefallen, als es gefiel. — *Mad. Schröder*, die Hörde unserer Hofbühne ist wieder genesen. Sie zeigte sich bei gedrängt vollen Hause zum ersten Mal in der *Sühnung* von Houwald und ward mit lauter Theilnahme aufgenommen. Sie ist noch die alte Schröder, wie sehr auch einige Grillenfänger bemüht sind zu beweisen, ihrer Junge fehle die feinhere Geläufigkeit.

In dem von Barbaja gepachteten Käntnerthor Theater sahen wir an Novitäten: *Marie* eine Oper von Herold, die *Jurore* machte, und einer sichern *Dlle. Greis* Gelegenheit gab, ihre volle blühende Stimme, ihr gewandtes Spiel, und was heut' zu Tage eigentlich die Hauptsache ist, ihre überaus artige Figur zu präsentiren. Dieses Mädchen wurde in dem Referate der Wiener Theaterzeitung eine Schulerin der *Madame Godtdant* genannt, allein — kurz darauf erschien dagegen im besagten Blatte eine Erklärung des peni. Hofschauspielers *Dupree*, in welcher unter andern auch folgende Stelle ein Plätzchen behauptet. „Ich habe ihr die Regeln der Deklamation beigebracht (?) Gedichte mit ihr gelesen, und ihren Dialekt für's Theaters gebildet — sie ist aus Steiermark gebürtig.“ —

(Beschluss folgt.)